



DER WITZ AN DER SACHE

**Warum eigentlich lacht der Mensch?
Gut möglich, dass er es zum Denken braucht.
Eine Pointenanalyse.**

TEXT: HUGO GOMILLE
ILLUSTRATION: JEAN JULLIEN

Sind zwei Jäger im Wald. Plötzlich bricht der eine zusammen. Er atmet nicht mehr, seine Augen sind glasig. Der andere sucht hektisch sein Handy, wählt 112 und ruft: »Mein Freund ist tot! Was soll ich tun?« – »Beruhigen Sie sich«, antwortet die Notrufzentrale, »stellen Sie erst mal sicher, dass er wirklich tot ist.« Stille, dann ein Schuss. »Okay, und jetzt?«

DIES IST NACH EINER ERHEBUNG des britischen Psychologen Richard Wiseman, Professor an der Universität von Hertfordshire, der lustigste Witz der Welt. Aber jetzt mal im Ernst: Was ist daran so lustig?

Lachen ist eine seltsame Angelegenheit. Wir hören, lesen oder sehen etwas, und unser Zwerchfell verfällt daraufhin in rhythmische Kontraktionen. Die dabei bewegte Luft lässt die Stimmbänder schwingen, während sich das Gesicht unwillkürlich verzieht. Die physiologischen Reaktionen durchziehen den gesamten Körper. Meist werden sie als angenehm empfunden, doch sie können auch gefährlich sein. Der stoische Philosoph Chrysippos soll sich im dritten Jahrhundert vor Christus der Legende nach über seinen betrunkenen Esel totgelacht haben. Ebenso der dänische Hörgeräteakustiker Ole Bentzen, während er sich 1989 die englische Komödie »Ein Fisch namens Wanda« anschaute.

Lachen ist die natürliche Reaktion auf eine amüsante Begebenheit. Die Fähigkeit dazu unterscheidet laut Aristoteles den Menschen vom Tier. Doch warum lachen wir?

Das fragen sich Philosophen seit Jahrtausenden. Eine der ältesten Antworten auf diese Frage ist die Überlegenheitstheorie. Aristoteles vertrat sie, auch sein Lehrer Platon. Sie glaubten, dass wir jemanden auslachen, wenn wir lachen. Jemanden, der uns unterlegen ist. Schauen wir uns also noch einmal den Witz mit den Jägern an: Platon und Aristoteles würden sagen, dass wir den Jäger auslachen, weil er so blöd ist, seinen Freund zu erschießen, und wir selbst so schlau wären, es nicht zu tun. >

WENN WIR LACHEN, DANN LACHEN WIR IMMER JEMANDEN AUS, GLAUBTEN PLATON UND ARISTOTELES.

Somit hätten Platon und Aristoteles viel zu lachen gehabt – über jeden, der sich für schlau, stark oder schön hält, statt dem sokratischen Slogan »Erkenne dich selbst!« zu folgen. Noch Thomas Hobbes (1588–1679) verfocht zu Beginn des 17. Jahrhunderts die Überlegenheitstheorie und hielt den Triumph, den wir empfinden, wenn sich jemand als schwächer erweist, für die Wurzel unseres Gelächters. Humor ist Verachtung.

Dann kam die Aufklärung, und die Überlegenheitstheorie geriet ins Wanken. Philosophen wie der Schotte Francis Hutcheson (1694–1746) wandten sich gegen Hobbes' Bild vom Menschen als einem von Egoismus, Stolz und Eitelkeit getriebenen Wesen. Wenn wir verlachen, was wir verachten, warum lachen wir dann nicht über Austern, denen wir eindeutig überlegen sind, fragten Hutcheson und seine Gefolgsleute.

Daran lässt sich schwerlich rütteln. Austern sind nun einmal nicht lustig. Die Popularität der Überlegenheitstheorie schwand. Abgelöst wurde sie von der bis heute von den meisten Philosophen, Psychologen und Gelotologen (Lachforschern) vertretenen Inkongruenztheorie: Die Quelle unserer Heiterkeit ist, dass wir etwas wahrnehmen, das nicht zu passen scheint. In dem Witz mit den Jägern ist es der Schuss, der die Inkongruenz erzeugt.

Allerdings sollte man die Überlegenheitstheorie nicht gleich rundweg verwerfen. Gefühlte oder gewollte Überlegenheit ist ein ewiges Witzthema. Bayern lachen über Österreicher, Hamburger über Ostfriesen, Amerikaner über Polen, Kanadier über Neufundländer, Briten über Iren, Franzosen über Belgier und umgekehrt, und einst lachten die alten Ägypter über die Nubier. Doch das Überlegenheitsgefühl ist nicht der Witz an der Sache. Es befeuert nicht den Witz – sondern der Witz soll das Überlegenheitsgefühl befeuern. Man betrachte zum Beispiel diesen Klassiker:

Wie viele Ostfriesen braucht man, um eine Glühbirne einzuschrauben? – 1001. Einer hält die Glühbirne, tausend drehen das Haus.

Dieser Witz ließe sich ebenso als Polen- oder als Belgierwitz erzählen. Auch liegt ihm eine Inkongruenz als Motor zugrunde. Huch, 1001 Menschen schrauben eine Glühbirne ein? Wie und warum? Ach so!

Im Kern jedes Witzes, so die Hypothese, steckt eine Inkongruenz und deren Auflösung. Doch nicht jede Inkongruenz ist amüsant. Über einen Maulwurfshügel neben dem Mount Everest lachen die wenigsten. Über einen fein gekleideten Gentleman, der in einen rostigen alten VW Käfer einsteigt, könnte man schon eher ins Schmunzeln geraten. Die Inkongruenztheorie bedarf weiterer Präzisierung.

ES HÄNGT OFFENBAR von der individuellen kognitiven Disposition des Witzrezipienten ab, welche Inkongruenzen ihn amüsieren. Einer der Lieblingsswitze von Immanuel Kant geht so:

Ein Kaufmann befand sich auf der Rückreise aus Indien und geriet in einen Sturm, in dem er sein gesamtes Vermögen verlor. Er grämte sich dermaßen, dass ihm darüber in derselben Nacht die Perücke grau ward.

Kant führte nicht aus, was er daran lustig fand. Andere Menschen und Zeiten, andere Witze. Hätte Richard Wiseman, der britische Psychologe, seine Erhebung vor 4000 Jahren im Zweistromland durchgeführt, wäre sein »lustigster Witz der Welt« womöglich dieser gewesen:

Etwas, das mir seit Menschengedenken nicht aufgefallen ist; eine junge Frau furzt nicht in den Schoß ihres Gemahls.

Nicht richtig lustig? Vielleicht stattdessen eine Scherzfrage, die aus dem alten Ägypten überliefert ist:

Wie unterhält man einen gelangweilten Pharao? – Man lässt ein Boot voller junger Frauen, die nur mit Fischernetzen bekleidet sind, den Nil heruntersegeln und drängt den Pharao zum Fischen.

Ganz entfernt kann man die Pointe erahnen, doch ein Brüller ist das Ganze aus heutiger Sicht nicht. Aber immerhin sind die Themen gleich geblieben: Sex und Fäkalien.

Das ist ein wichtiger Hinweis. Witze berühren verbotene Themen. Ihre Inkongruenzen führen in Gebiete, über die man sonst nicht laut spricht. Sie ermöglichen es, über Ekliges zu reden, ohne sich zu ekeln; über Sexuelles, ohne sich zu schämen; über Fürchterliches, ohne sich zu fürchten. Im Zeichentrickfilm schlägt eine Figur der anderen einen Ziegelstein auf den Kopf. Das ist nicht tragisch, sondern lustig, weil der Geschlagene gleich wieder aufsteht.

Schon Sigmund Freud vermutete, dass Witze ein Ventil für die Auseinandersetzung mit sozial tabuisierten Bereichen

sind. Wenn jemand zwinkert oder mit »Kennst du den?« ansetzt, hat er Narrenfreiheit.

Besonders tief in die Tabuzone führt der schwarze Humor. Dabei geht es um die ernstesten Themen des Lebens, um Krankheit, Tod, Gewalt und Verbrechen, mit deren Schockwirkung er spielt. Ein Pionier des schwarzen Humors war der französische Dichter André Breton (1896–1966) mit seiner »Anthologie de l'humour noir«, erschienen 1940. Breton sah im schwarzen Humor ein Heilmittel gegen Sentimentalität und Spießertum. Als Beispiel für schwarzen Humor stellte der amerikanische Philosoph Noël Carroll folgende Scherzfrage:

Was ist braun und gluckst? – Ein Babyauflauf.

»Wer darüber lacht, der lacht nicht über Babys«, erklärt Carroll, »er lacht über die Menschen, die sich über so etwas empören.« Schwarzer Humor ist eine spielerische Provokation von Mitmenschen, die der Humorist für engstirnig und moralistisch hält. Die Inkongruenzen, die schwarzen Humor lustig machen, sind Brüche mit sozialen Konventionen.

DABEI KÖNNEN WITZE auch zu weit gehen. Die Narrenfreiheit endet bei der Moral. Wenn beispielsweise ein Deutscher einen Witz über den Holocaust erzählt, hört der Spaß schnell auf. Dagegen sollte ein wohlwollender Judenwitz wie dieser, der auf die Fürsorglichkeit jüdischer Mütter abhebt, keinen Anstoß erregen:

Schenkt eine jüdische Mutter ihrem Sohn zwei Krawatten zum Geburtstag. Am nächsten Tag bindet er sich eine davon um. Sagt die Mutter: »Ach so, die andere gefällt dir wohl nicht.«

Ob ein Witz zu weit geht, hängt also nicht nur von ihm selbst ab. Es kommt auch auf die sozialen Konventionen der Rezipienten an.

Jeder Witz braucht zudem seine Inkongruenz – und zwar eine relevante. Dazu benötigt er noch eine Dramaturgie, in deren Verlauf die Inkongruenz aufgelöst wird. Genauer gesagt:

WITZE BERÜHREN VERBOTENE THEMEN. SIE FÜHREN IN GEBIETE, ÜBER DIE MAN SONST NICHT SPRICHT.

BEGRIFFE

POINTE

Das Wort »Pointe« kommt, wenig überraschend, aus dem Französischen und bedeutet »Spitze«. Das französische Wort wiederum geht auf das lateinische »puncta« zurück, das die gleiche Bedeutung hat.



WITZ

Witze waren nicht immer lustig. Das althochdeutsche Wort »wizzi« bedeutet ursprünglich »Wissen« oder »genaue Beobachtung« (im Englischen in »witness« für »Zeuge« erhalten). Erst im 19. Jahrhundert bekam der »Witz« seinen heutigen Sinn.



IRONIE

Ironie kann lustig sein, muss sie aber nicht. Sie besteht darin, dass man etwas anderes sagt, als man meint, aber trotzdem beabsichtigt, dass der Adressat versteht, was man meint. Das unterscheidet sie von der Lüge, mit der man beabsichtigt, den Adressaten in die Irre zu führen. »Na toll!« etwa ist ein ironischer Klassiker, der sagen soll, dass es gerade nicht toll ist. Das Wort »Ironie« kommt aus dem Griechischen und bedeutet »Verstellung«. Sokrates war ein Pionier der Ironie. Weitere Blüten erlebte die Ironie in der deutschen Romantik Ende des 18. Jahrhunderts und in der heutigen Hipster-Kultur.

>

LEKTÜRE

*Matthew Hurley, Daniel Dennett,
Reginald Adams*

INSIDE JOKES

MIT Press, 2011

*Die drei amerikanischen
Philosophen erklären ihre kognitive
Theorie des Humors.*



Thomas Cathcart, Daniel Klein

PLATON UND SCHNABELTIER
GEHEN IN EINE BAR...

GOLDMANN, 2008

Philosophie verstehen durch Witze



Manfred Geier

WORÜBER KLUGE MENSCHEN LACHEN

Rowohlt, 2006

Kleine Philosophie des Humors

Der Witzrezipient muss die Inkongruenz auflösen. Denn jeder Witz ist ein kleines Rätsel. Die Erheiterung über ihn beruht auf dem Erfolgserlebnis, das Rätsel gelöst zu haben. Daher verliert ein Witz massiv an Unterhaltungswert, wenn er erklärt wird. Ein guter Witz macht es, wie jedes gute Rätsel, dem Rezipienten nicht zu schwer und nicht zu leicht.

Beim »lustigsten Witz der Welt« gibt der Schlusssatz »Okay, und jetzt?« dem Rezipienten den entscheidenden Fingerzeig, um die Inkongruenz aufzulösen. Jetzt weiß er, dass der zweite Jäger offenbar die Anweisung »sicherstellen« missverstanden hat. Doch er lacht den Jäger nicht für dessen aberwitzige Tat aus. Sein Vergnügen rührt vielmehr daher, die Situation selbst durchschaut zu haben. Vielleicht malt er sich dazu noch das verdutzte Gesicht des Telefonisten in der Notrufzentrale aus.

WARUM BEREITEN UNS WITZE SOLCHES VERGNÜGEN?

Das ist die Frage nach dem evolutionären Ursprung unseres Sinns für Humor. Die amerikanischen Philosophen Matthew Hurley, Daniel Dennett und Reginald Adams haben dazu eine Theorie: Unsere Denkkorgane, behaupten die drei Philosophen, sind rund um die Uhr damit beschäftigt, die Welt zu beobachten und vorherzusagen, was als Nächstes geschehen könnte – unwillkürlich und in Echtzeit. Ihnen bleibt keine Zeit, die erwoگenen Möglichkeiten gründlich durchzuspielen, sie benutzen schnelle, fehleranfällige Heuristiken. Witze spielen mit diesen Annahmen und Faustformeln und führen sie in die Irre – das Lachen über einen Witz ist die Belohnung dafür, den Fehler gefunden zu haben, glauben Hurley, Dennett und Adams. Witze sind ein Gehirntraining, das uns die Evolution verordnet hat. Sie zeigen uns, wie fehlbar unsere Heuristiken sind, und schulen unser Geschick, diese Irrtümer auszubügeln.

Das Gehirn braucht ab und zu einen Kick, um in Schwung zu bleiben, weil seine Bauweise völlig veraltet ist: »Wir haben Chevrolet-Gehirne, die mit Maserati-Software laufen«, sagen Hurley & Co. Das Chevrolet-Gehirn: Das ist die archaische, seit hunderttausend Jahren praktisch unveränderte Hardware in unseren Schädelhöhlen, inklusive jener schnellen Heuristiken. Die Maserati-Software: Das ist unser wandelbares Wahrnehmen, Denken und Fühlen.

Die Hurley-Dennett-Adams-Theorie, so wie ihre Urheber sie darstellen, riecht ein bisschen nach der Hybris der Hirnforschung (siehe dazu auch HOHE LUFT 2/2012). Doch sie gibt einen sehr interessanten Fingerzeig: Humor ist keine Arroganz, wie einst die Überlegenheitstheoretiker glaubten. Sondern Demut vor der eigenen Fehlbarkeit. Wer lacht, der lacht auch über sich selbst. ■